

61]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

„Ich bewillige Euch Euren Jesus,“ unterbrach ihn Schliemann.

„Gut denn,“ rief Lucas, „warum sollte Jesus nichts mit seiner Kirche zu tun haben — warum sollten seine Worte und sein Leben keinen Einfluß haben auf die, die ihn anbeten? Hier ist ein Mann, der erste Revolutionär, der wahre Gründer der sozialen Bewegung, ein Mann, dessen ganzes Wesen eine Flamme des Hasses gegen den Reichtum war und gegen alle Folgen des Reichtums — ein Mann, der selbst ein Bettler war und ein Pilger, ein Mann des Volkes, ein Freund der Geringsten, der wieder und wieder in schlichter Sprache den Reichtum verdammt: „Sammelt nicht Schätze, die die Motten und der Rost fressen!“ „Gesegnet seid ihr Mühseligen und Beladenen, denn euer ist das Himmelreich.“ „Wehe dir, daß du reich bist, denn du hast deinen Trost dahin.“ „Wahrlich, ich sage dir, es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes kommt.“ Der die ungemessenen Zinsen der Ausbeuter seiner eigenen Zeit verdammt: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer.“ „Wehe euch, ihr Schlangen, ihr Otterngeziicht, wie könnt ihr der Verdammnis der Hölle entkommen?“ Der die Geldwechsler und Krämer mit der Peitsche aus dem Tempel trieb. Der gekreuzigt wurde — denkt daran — als ein Aufrihrer und Störer der sozialen Ordnung. Und diesen Mann haben sie zum „Hohenpriester des Reichtums, der übertünchten Ehrbarkeit“ gemacht, zum Hohenpriester einer Kirchenlehre, in deren Schatten sich alle die Schrecken und Abscheulichkeiten moderner Zivilisation abspielen. Edelsteinbeladene Bildnisse werden von ihm gemacht, sinnliche Priester verbrennen Weihrauch ihm zu Ehren, und moderne Raubritter der Industrie bringen ihm ihre Dollars dar, an denen der Blutstropfen hilfloser Mütter und Kinder hängt, bauen ihm Tempel, sitzen darin in weich gepolsterten Stühlen und lauschen seiner Lehre, die von einem Doktor dumsüßiger Gottesgelehrsamkeit ausgelegt wird.“

„Bravo!“ rief Schliemann lachend. Aber der andere war in vollem Laufe, er predigte über einen Gegenstand, den er nun schon während der letzten 5 Jahre lang als sein ständiges Vortragsthema betrachtete, und er ließ sich nie dabei unterbrechen. „Das ist Jesus von Nazareth!“ rief er, „dieser Klassenbewußte Arbeiter, Agitator, Gesetzzertrümmerer, Anarchist. Er, der erhabene Herr und Meister einer Welt, in der die Körper und Seelen der menschlichen Wesen in Dollars umgekehrt werden. — Wenn Jesus heute auf diese Welt käme und sehen könnte, wie die Menschen seinen Namen mißbraucht haben, würde da seine Seele vor Zorn nicht zum Himmel flammen? Würde er bei diesem Anblick nicht tief betrieft werden? Er, der Fürst der Barmherzigkeit und der Liebe? Jene schreckliche Nacht, da er in dem Garten Gethsemane in Todeskampfe rang, bis blutiger Schweiß ihm auf die Stirne trat, — glaubt Ihr, daß er damals etwas Schlimmeres sah, als was er heute Nacht auf den Schlachtfeldern der Mandchurie sehen könnte? Glaubt Ihr nicht, daß, wenn er jetzt in St. Petersburg wäre, er die Peitsche nähme, die Geldwechsler aus seinem Tempel auszutreiben?“

Hier hielt der Redner einen Augenblick an, um Atem zu holen. „Nein, Freund,“ sagte der andere trocken, „denn er war ein praktischer Mann. Er würde kleine Nachahmungen von Zitronen nehmen, solche wie jetzt nach Rußland verschifft werden, handlich in der Tasche zu tragen und stark genug, einen ganzen Tempel in die Luft zu sprengen.“

Lucas wartete, bis die Gesellschaft aufhörte zu lachen; dann begann er wieder: „Ja, seht es vom praktischen, politischen Standpunkte an, Genossen. Hier ist eine historische Person, der alle Menschen Verehrung und Liebe zollen, die unser Leben gelebt, unsere Lehre verkündigt hat. Sollen wir sie nun in den Händen unserer Feinde lassen? Sollen wir ihnen erlauben, ihr Beispiel zu unterdrücken und einen Namen aus ihr zu machen? Wir lieben Jesu Worte, die niemand verleugnen kann. Sollen wir sie aber dem Volke nicht predigen und ihm nicht zeigen, was er eigentlich war, was er lehrte und

was er tat? Nein, nein — und tausendmal nein. Wir werden seine Autorität benutzen und die Schurken und Faulenzer aus seinem Tempel jagen und werden das Volk zum Handeln erheben.“

Lucas hielt ein. Der andere streckte die Hand nach einer Zeitung aus, die auf dem Tische lag. „Hier, Freund,“ sagte er mit Lachen. „Hier ist eine Stelle, mit der Du beginnen kannst. Der Frau eines Bischofs sind soeben Diamanten im Werte von 50 000 Dollar gestohlen worden und jener Bischof ist ein tüchtiger und gelehrter Bischof, ein Philanthrop und arbeiterfreundlicher Bischof.“ Als die Gesellschaft jetzt einen Augenblick schweig, meinte der Redakteur etwas naiv, er habe immer geglaubt, daß der Sozialismus ein vollständig fertiges Programm für die Zukunft der Zivilisation bereit habe, während hier doch zwei aktive Mitglieder der Partei fast direkt entgegengesetzte Anschauungen zeigten. „Es wird mich interessieren,“ sagte er, „wenn die beiden Herren mir auseinandersetzen möchten, was sie eigentlich an gemeinsamen Ideen haben, und warum sie zu ein und derselben Partei gehören.“ Als Resultat dieser Anfrage zeigte sich nach langer Debatte die Formulierung zweier sorgfältig überlegter Vorschläge: Zuerst, daß ein Sozialist den Gemeinbesitz und die demokratische Verwaltung der Produktionsmittel fordert, und zweitens, daß ein Sozialist glaubt, daß die Mittel, durch welche das zustande gebracht wird, in dem Klassenbewußtsein und der politischen Organisation der Arbeiter liegen.

Für Lucas, den religiösen Schwärmer, bedeutete ein Gemeinstaat das „Neue Jerusalem“, das himmlische Königreich, das in jedem selbst liegt. Dem anderen war der Sozialismus einfach ein notwendiger Schritt zum weit entfernten Ziel, ein Schritt, der mit Geduld gemacht werden müsse. Schliemann nannte sich einen „philosophischen Anarchisten“, und er erklärte, daß er ein Anarchist, ein Mensch sei, der da glaube, daß das Endziel des menschlichen Daseins in der freien Entwicklung jeder Individualität liege, uneingeschränkt durch Gesetze, ausgenommen die Gesetze seines eigenen Wesens. Da daselbe Licht wohl alle Feuer entzünden könne, so sei es leicht durchführbar, die Industrie der Kontrolle der Stimme der Allgemeinheit zu unterstellen. Es gibt nur eine Erde, und der Umfang der materiellen Güter ist begrenzt.

Dagegen sind die intellektuellen und moralischen Dinge unerschöpflich, und jeder kann von ihnen, soviel er nur immer will, in sich aufnehmen, ohne daß ein anderer verauht wird. Daher soll Gemeinlichkeit in der materiellen Produktion herrschen, aber Anarchismus in allen intellektuellen Fragen. So lautete die Formel des modernen proletarischen Gedankens. Sobald die Geburtswehen vorüber sind und die Wunden der Gesellschaft geheilt sind, wird ein einfaches System aufgerichtet, nach welchem jeder seine Arbeit gutgeschrieben bekommt und mit seiner Arbeit auch bezahlt. Auf diese einfache Art werden die Prozesse der Produktion, des Austausches und der Konsumtion automatisch weitergehen, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, wenigstens nicht mehr, als ein Mensch sich bewußt ist, daß sein Herz schlägt. Und dann erklärte Schliemann, würde sich die Gesellschaft in unabhängige sich selbst verwaltende Gemeinwesen von gegenseitig gleichwertigen Personen auflösen, wie sie jetzt schon die Klubs, die Kirchen und politischen Parteien zum Beispiel darstellen. Nach der Revolution würde für alle intellektuellen, künstlerischen und geistigen Bestrebungen der Menschen durch solche „Freie Gemeinwesen“ gesorgt werden. Romanschriftsteller werden von denen unterhalten, die Romane lieben, Maler von denen, die sich für ihre Kunst interessieren — daselbe sei der Fall bei Predigern, Gelehrten, Künstlern und Musikern. Wenn irgend jemand zu malen oder zu predigen wünscht und niemand finden kann, der ihn unterhält, dann kann er sich selbst unterhalten, wenn er einen Teil seiner Zeit über arbeitet. Daselbe ist jetzt der Fall, nur mit dem Unterschied, daß das Konkurrenzlohnsystem den Mann zwingt, die ganze Zeit zu arbeiten, um zu leben, während nach der Abschaffung des Klassenvorrechtes und der Ausbeutung jeder sich wird ernähren können durch eine Stunde Arbeit am Tage. Auch ist die Anhängerschaft eines Künstlers heutzutage nur eine geringe, denn alle sind bedrückt durch die Anstrengungen, die es sie gekostet hat, sich ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Von den intellektuellen und künstlerischen Tätigkeiten, wie sie

sich zeigen würden, wenn die ganze Menschheit befreit wird von dem Alp der Konkurrenz, können wir uns gegenwärtig keine Vorstellung machen.

Dann wünschte der Redakteur noch zu wissen, wie Schliemann es für möglich halte, daß die menschliche Gesellschaft bei einer Stunde täglicher Arbeit seiner Mitglieder existieren könne. „Gerade das“ antwortete der andere, „würde die Produktionsfähigkeit der Gesellschaft erhöhen, wenn nur erst alle Quellen der Wissenschaft ausgenützt würden. Wir haben heute noch kein Mittel, dies genau zu erweisen, aber wir können sicher sein, daß es alles überbieten würde, was heute den Reuten, die an die häßlichen Barbareien des Kapitalismus gewöhnt sind, erreichbar erscheinen könnte. Nach dem Triumph des internationalen Proletariats würde der Krieg natürlich eine Unbegreiflichkeit werden, und wer kann die Kosten, die einer Nation durch einen Krieg entstehen, bemessen. — Dabei darf aber nicht allein gedacht werden an den Wert des vergossenen Blutes, der zerstörten materiellen Güter, nicht bloß an die Kosten, um Millionen von Menschen in unfruchtbarer Tätigkeit zu erhalten, sie für die Schlacht und für die Parade auszurüsten und sie zu bewaffnen, nein, der Verlust von Lebensenergien der Gesellschaft durch Kriegsdrohung, Kriegsschrecken muß in Rechnung gezogen werden, — die Brutalität, Dummheit, Trunkenheit, Prostitution und Verbrechen, die er erzeugt, die industrielle Impotenz und moralische Abstumpfung. — Glaubt Ihr, daß es zuviel gesagt ist, daß zwei Stunden Arbeit eines jeden kräftigen Mitgliedes des Gemeinwesens nicht ausreichen, die schrecklichen Kosten des Krieges in den ewigen Vorbereitungen für ihn aufzutreiben?“

Und dann fuhr Dr. Schliemann fort, zu skizzieren, wie das menschliche Hab und Gut durch die Konkurrenz verwüstet wird, er fing an, die Verluste in den wirtschaftlichen Kriegen zu erläutern, sprach von den endlosen, gegenseitigen Pladereien und schilderte die Laster, wie das Trinken, als Folgen der aufreibenden Sorgen und zeigte, wie das System die trägen und unproduktiven Mitglieder des Gemeinwesens bereichert. „Ihr werdet begreifen“, sagte er, „daß in einer Gesellschaft, die beherrscht wird von der Konkurrenz im Handel und in der Industrie, das Geld notwendigerweise das einzige Zeugnis für redliche Arbeit abgibt und Verschwendung das einzige Merkmal der Macht ist. So haben wir im gegenwärtigen Augenblick eine Gesellschaft mit sagen wir dreißig Prozent der Bevölkerung beschäftigt in der Produktion nutzloser Artikel, und ein Prozent, um diese Nutzlosigkeiten zu zerstören. Das ist aber noch nicht alles, denn die Diener und Gelegenheitsmacher jener Parasiten sind ebenfalls Parasiten. Die Putzmacher, Juweliere und Lakaien müssen ebenfalls von den nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft unterhalten werden. Und bedenkt, daß diese scheußliche Krankheit nicht allein die Faulenzer und ihre Dienerschaft ruiniert, nein, ihr Gift durchdringt den ganzen sozialen Körper. Hinter den hunderttausend Frauen der Elite steht eine Million Frauen der Mittelklasse, unglücklich, weil sie es der Elite nicht gleich tun können, und bestrebt, vor der Dessenlichkeit an die Elite möglichst nahe heranzukommen; und hinter dieser wieder stehen fünf Millionen Frauen, die Modeblätter lesen und ihre Hüte aufputzen, Laden- und Dienstmädchen, die sich an Surenhäuser verkaufen, allein, um sich mit Schmutz und kostbaren Kleidern behängen zu können. Und dann bedenkt, daß zu dieser Konkurrenz in der Schaustellung von albernen Neugierlichkeiten Ihr, wie Öl in den Flammen, ein ganzes Konkurrenzsystem der Verkäufer geschaffen habt. Da sind Fabrikanten, die Tausende von nutzlosen billigen Artikeln erfinden, Kaufleute, die sie vertreiben, Zeitungen und Zeitschriften, die angefüllt sind von Anpreisungen dieses Schundes.“

„Und vergeht nicht die Vergewendung durch Betrügereien,“ schaltete der junge Mr. Fisher ein.

„Wenn man nun aber zu der ultra-modernen Reklame-wut kommt,“ erwiderte Schliemann, „zu der Kunst, Leute zu überreden, etwas zu kaufen, was sie nicht gebrauchen können, so ist man so recht eigentlich im Mittelpunkt des gräßlichen Reichenhauses kapitalistischer Zerstörungswut. Betrachtet den Verlust an Zeit und Energie für die Fabrikation von den tausenden Verschiedenheiten eines Artikels, der nur äußerem Schein und der Prozederei dient, wo eine einzige Art genügen würde. Betrachtet die Vergewendung durch Fälschung, die schäbige Kleidung, schlechte Baumwolldecken und haufällige Bohnungen schafft, denkt an die verfälschte Milch, das Anilin-Sodawasser und die Würste aus Kartoffelmehl.“

„Und dann bedenkt die moralischen Folgen,“ bemerkte der ehemalige Reiseprediger.

„Ganz richtig,“ sagte Schliemann. „Und denkt an das Lügen und Stehlen, Loben und Brahlen, an die schreiende Selbstsucht des Hastens und Eilens. Nachahmung und Verfälschung bilden ja das Rückgrat der Konkurrenz, sie sind nur eine andere Ausdrucksform der Phrase: Kaufe billigst und verkaufe möglichst teuer! Ein Regierungsbeamter stellte fest, daß die Nation einen Verlust von mehr als tausend Millionen Dollar im Jahre durch verfälschte Nahrungsmittel erleidet, worunter natürlich nicht nur das vergeudete Material, sondern auch die Doktoren und Krankenschwestern für Leute, die sonst gesund geblieben wären, eingerechnet sind, und das Geld für die Leichenbesorger für die Menschheit, die zehn oder zwanzig Jahre vor der Zeit sterben mußte. Dann bedenkt die Zeit und Energie, die verschwendet wird, die Dinge in einem Duzend Läden zu verkaufen, wo doch einer genügen würde. Es gibt ein oder zwei Millionen Geschäftsfirmen im Lande und fünf- oder zehnmal so viele Angestellte. Zieht all die Arbeit in Rechnung, die verursacht wird durch die Buchhaltung, das Pläneentwerfen, durch das Berechnen von Gewinn und Verlust. Betrachtet den ganzen Mechanismus der Zivilgesetzgebung, der durch die Prozesse notwendig gemacht worden ist, — die Gerichtshöfe und Richter, die Gesetze zu interpretieren, die Rechtsanwält, sie zu studieren und zu umgehen, die Jungendrescherei und Schikanen, den Haß und die Lügen. Betrachtet die Verschwendung durch die blinde und hazardmäßige Produktion von Waren, denkt an die Fabriken, die geschlossen werden müssen, an die Arbeiter, die ohne Arbeit sind, an die Waren, die in den Lagerhäusern dem Untergang geweiht sind. Zieht das Zusammentragen ganzer Industrien in Betracht und im Gegensatz damit die Ueberreizung anderer für spekulative Zwecke, die Paniktrache, Krisen und Paniken, die verlassen Städte und die hungernde Bevölkerung. Betrachtet die Kräfte, die vergeudet werden, neue Märkte zu suchen, die unfruchtbare Tätigkeit, wie die der Geschäftsreisenden, Annoncenagenten, Anwälte usw. Betrachtet die Vergewendung durch den Zuzug der Menge in die Städte, notwendig gemacht durch die Konkurrenz und die Monopole der Eisenbahnen. Betrachtet den Sumpf, die schlechte Luft, die Krankheit und die Vergewendung lebensvoller Kräfte. Betrachtet die riesigen Geschäftsgebäude, die Verschwendung von Zeit und Material im Aufstürmen eines Stodwerkes auf das andere, seht so einen zwanzigstödigen Wolkenkratzer an und seht auf das Durchwühlen des Bodens. Dann nehmt das ganze Geschäft von Versicherungsagenten, die enorme Masse von administrativer Arbeit.“

„Ich kann dem nicht folgen,“ sagte der Redakteur.

„Das sozialistische Gemeinwesen ist eine universale automatische Versicherungsgesellschaft und stellt eine Sparbank für alle seine Mitglieder dar. Das Kapital ist das Eigentum aller, Verluste daran werden von allen gleichmäßig getragen. Die Bank ist das universale Kreditkonto, das Institut, durch welches der Verdienst und die Ausgaben eines jeden Individuums ausgeglichen werden. Es gibt nur eine allgemeine Regierungspublikation, in der alles genau verzeichnet und beschrieben wird, was das Gemeinwesen zum Verkauf aufgestellt hat. Da niemand einen Profit bei dem Kaufe macht, ist kein Raum mehr für Extravaganzen vorhanden, keine falschen Vorstellungen, Täuschungen, Nachahmungen und Betrügereien.“

„Wie wird der Preis eines Artikels festgelegt?“

„Der Preis wird nach der Arbeit berechnet, die der Gegenstand verursacht. Er wird durch die einfachsten Regeln der Mathematik bestimmt. Die Million Arbeiter auf dem Kornacker der Nation haben jeder hundert Tage gearbeitet, und das gesamte Produkt dieser Arbeit stellt eine Milliarde Scheffel dar, und so ist der Wert eines Scheffels Korn der zehnte Teil eines Farmarbeitstages. Wenn wir's in Zahlen ausdrücken wollen, so würde, angenommen, ein Tag für Farmarbeit koste fünf Dollar pro Tag, ein Scheffel Korn fünfzig Cent kosten.“

(Schluß folgt.)

Die Tuberkulosebehandlung und Professor Behring.

Von Dr. R. Silberstein.

Solange die Menschheit unter der Tuberkulose zu leiden hat, seht es nicht an Versuchen, diesen Feind des Menschengeschlechts zu betrachten.

Heilmittel aller Art, verschiedenste Behandlungsmethoden wurden erprobt, aber allen diesen Versuchen spottete die Seuche und rafft nach wie vor einen großen Teil der Menschheit hin. Besonders ist es das Proletariat, das der Tuberkulose die meisten Opfer bringt. Zweifellos ist die moderne Bewegung zur Bekämpfung der Tuberkulose auch von der Arbeiterschaft wenigstens in Deutschland ausgegangen und hat überall, wo sie Einfluß hat, in Gemeinden, Krankenhäusern, Zuchthäusern darauf hingewirkt, die moderne Heilstättenbehandlung der Tuberkulose möglichst weiten Volksschichten zugänglich zu machen. Diese moderne Tuberkulosenbehandlung, deren Methode hauptsächlich auf den Heilwirkungen von Luft und Licht, guter Ernährung und Wasser beruht, hat mehr geleistet, als alle bisherigen Heilmethoden, sie hat anscheinend im Verein mit der allgemeinen Besserung gesundheitlicher Einrichtungen die Tuberkuloseerblindlichkeit in den letzten Jahren verringert. Nichtsdestoweniger muß es ausgesprochen werden, daß auch diese Behandlung der Tuberkulose leider auch weit davon entfernt ist, die Tuberkulose zu einer im allgemeinen heilbaren Krankheit zu machen. Trotzdem die Lungenheilstätten nur Kranke im Anfangsstadium aufnehmen, werden völlige Heilungen fast nie erzielt; meist muß man sich mit Besserungen und Verlängerung des Lebens und der Arbeitsfähigkeit um eine Reihe von Jahren begnügen. Dies gilt natürlich wieder fast nur für das Proletariat und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil bei der Ueberfüllung der Lungenheilstätten die Kranken viel zu lange auf Aufnahme warten müssen, sich in den Lungenheilstätten viel zu kurze Zeit aufhalten ($\frac{1}{4}$ Jahr ist viel zu wenig) und nach der Entlassung wieder in die alte Misere der schädigenden Arbeit, der Unterernährung und des Wohnungselends hineinkommen. Nach allen bisherigen Heilmethoden der Tuberkulose kann nichts weiter erzielt werden, als daß die Natur in ihrer Tendenz den Tuberkuloseherd einzuschließen und vom gesunden Gewebe dauernd zu trennen, unterstützt wird. Zweifellos kommt es auch vor, daß solche eingekapselten Herde verfallen oder vernarben, doch gehört dieser günstige Ausgang leider nicht zu den häufig vorkommenden. — Die völlige Beseitigung der Tuberkulose ist deshalb auch heute für die große Masse der Bevölkerung ein unerreichtes Ideal.

Mit der Heilung der Tuberkulose hat sich seit Jahren auch Professor Behring beschäftigt. Sein Name ist der Welt bekannt geworden durch die Entdeckung des Diphtheriehefserums, nach dessen allgemeiner Anwendung die Diphtherie aus einer der häufigsten und mörderischsten Kinderkrankheiten zu einer relativ seltenen und ungefährlichen geworden ist. In bezug auf die Behandlung der Tuberkulose ist Behring nun in einen scharfen Gegensatz zu Robert Koch, dem Entdecker der Tuberkelbazillen, getreten und verteidigt seine Anschauungen mit großer Energie gegen die Autorität Robert Kochs. Die Wissenschaft hat noch keine Entscheidung in diesem Streite gefällt, noch immer wogen die Anschauungen hin und her, erst die Zukunft wird lehren, wer in dieser Frage recht hat, Behring oder Koch. Jedenfalls ist es interessant, auch die Anschauungen Behrings populär darzulegen, zumal er selbst ebenfalls diese Frage aus der wissenschaftlichen Arena in die weiteste Öffentlichkeit gebracht hat; vor einiger Zeit hielt er in Stuttgart einen längeren Vortrag, der seine Thesen zur Behandlung der Tuberkulose enthielt. In der Hand dieses Vortrages kann man am besten seine Ansichten studieren. Von vornherein erkennt Behring die Verdienste Kochs um die Entdeckung des Tuberkelbazillus und um die Entdeckung der ganzen Bakteriologie unumwunden an. Aber schon in bezug auf die Verbreitungsweise der Tuberkulose tritt er in einen Gegensatz zu Koch, Koch und mit ihm die ganze heutige Hygiene ist der Ansicht, daß die Tuberkulose fast stets ihren Ursprung der Einatmung von tuberkelbazillenhaltiger Luft verdankt. Die Tuberkelbazillen werden achtlos mit dem Auswurf entleert, vermischen sich mit dem Staub, werden wieder aufgewirbelt und eingeatmet; gelangen sie nun in Lungen, die ihnen einen günstigen Nährboden bieten, so entwidelt sich die Tuberkulose. Dementsprechend war das Hauptaugenmerk bei der Bekämpfung der Tuberkuloseverbreitung auf Beseitigung und Unschädlichmachung des Auswurfes und Staubes gerichtet. Das Auspeien auf die Erde wurde verboten, der Desinfektion der Spucknapfe, dem nasen Reinigen der Werkstätten und Wohnräume wurde die größte Bedeutung beigelegt. Behring will diese Vorschriften natürlich nicht beseitigen, er glaubt aber, daß damit wenig geleistet werde, weil er der Ansicht ist, daß hauptsächlich die Menschen von Tuberkulose befallen werden, die Schwindsuchtkeime mit der Säuglingsmilch aufnehmen. Dieser Art von Tuberkelübertragung, die nach Behrings Ansicht viel häufiger vorkommt, wie die nach Kochs Meinung, ist durch Spuckverbote und Desinfektion des Auswurfes nicht beizukommen. Nach Behring gelangen also die Schwindsuchtkeime erst in den Magen-Darmtrakt und erst auf dem Umwege durch den Lymphstrom in die Lungen. Aus diesem Grunde verlegt Behring den Beginn der Krankheit ins Säuglingsalter, während Koch das Säuglings- und erwachsene Alter als Hauptzeit der Schwindsuchtsansteckung bezeichnet. Ein weiterer Unterschied der Anschauungen Kochs und Behrings besteht darin, daß Koch seit einigen Jahren zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Kindertuberkulose, die sogenannte Perlsucht, dem Menschen nicht gefährlich ist, während Behring die Bazillen der Kindertuberkulose, die auch durch die Milch in den menschlichen Organismus gelangen, für mindestens so gefährlich, wenn nicht noch für gefährlicher hält, als die Erreger der Menschen-tuberkulose.

Koch hat ferner gelehrt, daß das Tuberkulin, in bestimmten kleinsten Dosen dem Menschen eingespritzt, zur Feststellung der Diagnose der Tuberkulose benutzt werden könne; Behring hält die Reaktion, die nach Tuberkulineinspritzung bei vielen Menschen eintritt, durchaus nicht für einen Beweis von vorhandener Tuberkulose, da um Tierexperiment häufig Empfindlichkeit gegen Tuberkulineinspritzung erzeugt worden ist, ohne daß bei der Sektion sich das geringste Anzeichen von tuberkulösen Herden gefunden habe.

Um die Uebertragung durch die Kuhmilch zu verhindern, hält nun Behring strengste Beaufsichtigung der Säuglingsmilch und energische Maßregeln zur Keimfreimachung der Milch für unbedingt erforderlich. Sollten Behörden oder gesetzgebende Organe sich auf den Standpunkt Kochs betreffs Unschädlichkeit der Kochschen Tuberkelbazillen stellen und dementsprechend die Frage der Tuberkuloseübertragung durch Kindermilch als unwesentlich betrachten, so hält Behring die Folgen dieser Anschauung für außerordentlich gefährlich.

Als Heilmittel gegen die Tuberkulose empfiehlt Behring das von ihm erfundene Lulajelaktin in erster Linie als Schutzmittel im Säuglingsalter, in zweiter Linie zur Behandlung tuberkulöser infizierter Kinder und zu allererst erst bei bestehender Tuberkulose erwachsener Menschen. Bisher ist dieses Mittel erst im Tierversuch angewandt, und es ist noch sehr fraglich, ob es sich bei Menschen ebenso wie bei Tieren bewähren wird, außerdem wird sich schwerlich jemand finden, der gesunde Säuglinge zum Zweck der Schutzimpfung zu Versuchen bringen wird.

Es ist klar, daß diese Anschauungen Behrings zunächst praktisch für die Heilung und Vorbeugung der Tuberkulose noch nicht in Frage kommen. Die Wissenschaft wird sich erst darüber zu entscheiden haben, ob die Immunisierung mit dem Lulajelaktin imstande ist, die Säuglinge vor der Tuberkuloseübertragung zu schützen. Darüber wird noch lange Zeit vergehen, das sieht Behring ein. Denn er empfiehlt vorläufig allgemein hygienische Maßregeln, denen man nur zustimmen kann. So fordert er die Entfernung der Säuglinge aus den Wohnungen tuberkulöser Eltern, verlangt staatliche und städtische Fürsorge für Brustnahrung und künstliche Ernährung mit keimfreier Kuhmilch. Anlässe dieser Art sind ja in letzter Zeit von einigen Gemeinden in Form von Säuglingsfürsorgestellen gemacht worden, doch sind sie bisher wohl meist quantitativ und qualitativ unzureichend. Schließlich kommt er auf Grund seiner Versuche zu demselben Resultat, das auch schon andere sozialhygienische Statistiken ergeben haben: daß das Wohnungselend des Proletariats viel Schuld an der gewaltigen Verbreitung der Tuberkulose hat und daß eine Besserung der Wohnungsverhältnisse und der allgemeinen Lebenshaltung des Proletariats vielen Nutzen in der Bekämpfung der Seuche bringen könne.

Nach wie vor bleibt also die Heilstättenbehandlung für das Proletariat als zurzeit beste Behandlung übrig. Sache der Arbeiterschaft ist es, für eine recht große Vermehrung der Heilstätten Sorge zu tragen, damit der kranke Arbeiter möglichst frühzeitig Aufnahme findet und möglichst lange die Kur benutzen kann.

Kleines feuilleton.

Die Christnacht ohne Christmette. Die französische Weihnacht ist, wenigstens in den Städten, schon seit langem keine „sille, heilige“, sondern im Gegenteil eine sehr laute, unheilige Nacht, ein lippiges Freß- und Sauffest, über dem Pantrogruel als Patron waltet. Verbirgt sich im deutschen Fest hinter der christlichen Maske ein heidnischer Naturmythos, so bricht hier die unbändige Sinnensfreude des Südländers unvermittelt hervor. Diesmal aber ist auch die religiöse Maske gefallen. Die Pariser haben ihren „reveillon“, die große Witternachtsjohleumerei des 24. Dezember ohne frommen Vorwand abgehalten. Genau wie in früheren Jahren waren in den Restaurants die Plätze vorgemerkt, die Speisenfolge seit Tagen dem Publikum zu freudiger Erwartung und Vorbereitung der Magenarbeit bekanntgegeben. Nur das christliche Präludium fiel aus — die Christmette. So hat es der Erzbischof gewollt. Als Grund der Aufhebung hörte man das Bedenken äußern, es könnte in den Kirchen zu Unruhe kommen. Das aber war mehr ein Vorwand. Die Polizei wacht auch unter dem Trummungsgeheiß über die Ruhe und störfähige Sittlichkeit in den Gotteshäusern. Und was in der ausgelassenen Pariser Christnacht etwa im Zeichen — Caruso's geschehen mochte, das sah die milde Kirche mit verzeihendem Verständnis an. Ein wirklicher wichtiger Grund für die Abingung der Christmette ist materialistisch-ökonomisch in den Finanzjorgen der Kirche zu suchen. Die Mette ist recht kostspielig, aber ehemals gewährte sie auch fette Einnahmen. In der Weihnacht wurden besonders die vornehmen Kirchen wie die Madeleine und Saint-Eustache in förmliche Konzertsäle verwandelt, wo sich teure Operntrübe zu hohen Eintrittspreisen hören ließen. Das ist jetzt anders geworden. Die heidnische Musikpublik hat die Kirchen für jebermann zugänglich gemacht und den Pfarrern untersagt, Stühle gegen Geld zu vermieten. Unter solchen Umständen ist die Christmette eine unprofitable Energieausgabe geworden. Aber ihr Ausfall bestätigt in seiner Wirkungslosigkeit nur, wie überflüssig sie geworden war. Da hilft keine Sentimentalität, die verwesenen Glodenklängen nachweinen mag. Die alte Religion hat in den Köpfen und Herzen ausgespielt und lebt nur noch im Magen fort.

Weihnachten bei schwedischen Bauern. Die christlichen Feste sind dadurch entstanden, daß die Kirche den heidnischen Festen

Christliche Namen und Bedeutung unterlegte. In Schweden sind aber noch mehrere Namen von Festen heidnisch geblieben. Und die beiden Sonntagsfeste, Jul und Midsummar, auf die das besonders zutrifft, sind den Bauern die wichtigsten Feste des Jahres. Ostern und Pfingsten treten dagegen zurück.

Die Zulieferer dauern auf dem Lande bis Dreikönigsabend, das ist der 6. Januar, der in Deutschland „heilige drei Könige“ heißt. Für die Anhänger der älteren Sitte dauert sie sogar bis Annyan (Anoten), das ist der 13. Januar. In dieser Zeit wird so wenig wie möglich gearbeitet und so viel wie möglich gegessen und getrunken. Der Julgris (Weihnachtschwein) und ein Faß Brantwein geben der Weihnachtszeit den eigentlichen Festcharakter. Der Brantwein ist die Weihnachtssehnsucht der Bauern. Ein Gasthaus trifft man nur alle 3-4 Meilen. Und auch da gibts noch keinen Schnaps, ja neuerdings für die Einheimischen nicht einmal Bier. Schnaps bekommt man nur in besonderen Spiritusverkaufsstellen und nicht unter zehn Liter. Man kann begreifen, daß durch solche Einrichtungen die Weihnachtssehnsucht erheblich gesteigert wird. Zu Weihnachten gibts auf alle Fälle ein Faß von 10 bis 20 Litern. Und dann setzt man sich daneben und zapft und trinkt bis Annyan. Ist das Faß schon früher leer, so geht man zum Nachbar. Um Jul ist die Freigebigkeit eine Pflicht, der Geiz auch bei dem Geizigen verbannt. Vom ersten Jultage bis Annyan gehört die Nüchternheit zu den Ausnahmen. Es ist eigentümlich, wie die höchste Festfreude in der tiefsten Bewußtlosigkeit gefunden wird. Die Leute antizipieren darin gewissermaßen die verheißene Welt-erlösung. Sie sind praktische Buddhisten und Schopenhauerianer, ohne es zu wissen. Denn wenn die Abtötung des Willens die Seligkeit bedeutet, dann muß die zeitweilige Flucht aus dem Bewußtsein wohl einen Vorgeschmack davon geben. Die Geistlichen sind aber im allgemeinen durchaus gegen diese Vorfreuden des Himmelreichs bei den Bauern. Sie suchen sie zu diskreditieren. Klüglich halten sie sich dabei aber stets den Rücken gedeckt. Sie donnern immer nur gegen Brantwein, niemals gegen Lohb und Kunsch. Deshalb erblickt der Bauer einen Beweis der Abstinenz darin, wenn der Pfest (Priester) vor seinen Augen einen Kognal trinkt. Denn Kognal ist nicht Brantwein.

Natürlich geht man an den Weihnachtstagen auch viel zur Kirche. Die Kirche ist außer den Märkten der einzige Ort, wo die Jugend ihre Reize ausstellt und die Alten ihre Keuschheiten austauschen. Noch ein anderes Süßmittel zur Frömmigkeit ist vorhanden. Der Pfest ist öffentliches Publikationsorgan. Benutzung amentgelllich, für jeden zugänglich. Während der Predigt sitzen die Anständigen in sich verjunkten und hängen die Köpfe. Was man da hört, ist bekannt. Entgeht etwas, so ist das kein Verlust. Aber wenn die Bekanntmachungen anheben, dann reden sie die Hälfte, da sitzen sie straff wie preuhische Muskeliere. Dann beginnt das Wichtige. Dann erfährt man, wer eine Kuh verkaufen will, wer Kartoffeln verauktioniert, wer einen Knecht sucht, wer alles Eisen oder Halbselle aufkauft usw. Das muß man wissen. Auch die amtlichen Bekanntmachungen erfolgen hier. Wer sie verläumt, hat den Schaden davon. Auf anderem Wege gelangen sie nicht zu ihm. Diese Dinge helfen auch um Weihnachten die Wänsle füllen.

Angenehm berührt einem in Schweden die alte Zulieferer, eine volle Garbe für die Vögel draußen aufzusteden. Das ist sympathisch. Einem rechten Menschen wächst die Intensität der Weihnachtsfreude nicht nur mit der Zahl der Geschenke, sondern auch mit der Zahl der Teilnehmer.

Kulturgeschichtliches.

Unehrliche Handwerker. Es ist bekannt, mit welchem Raffinement der redliche und ehrsame Handwerker im Mittelalter unablässig bemüht war, immer neue und immer rigorosere Handwerks-satzungen aufzustellen, die es gestatteten, eine möglichst große Zahl von Gewerzgenossen alljährlich wegen Verstoßes gegen dieselben in Berruf zu bringen und damit für fernere Konkurrenz fast zu stellen. In allen denjenigen Städten, in denen die Zünfte nicht die Herrschaft vollständig an sich gerissen, fand der als unehelich verschriene Handwerker jedoch auf Beschwerde bei dem Räte der Stadt meistens einen Rückhalt, um so mehr, da ja verschiedene Reichserlasse gegen die an Häufigkeit immer mehr zunehmenden Berrufserklärungen der Zünfte Stellung genommen haben. Zu diesen Städten gehörte auch Nürnberg. Hier herrschten die Geschlechter und hatten die Zünfte auf die Ratsentscheidungen naturgemäß wenig Einfluß. Zur Schlichtung von Handwerks-streitigkeiten bestand ein Rügeamt, das wöchentlich zweimal zusammentrat und sich aus 5 Ratsherren, 1 Amts-schreiber, 1 Sub-stituten und 1 Rügeknecht zusammensetzte. Wenn immer möglich, nahm dabei das Rügegericht gegen die von bornierten Vorurteilen diktierte Saltung der Zünfte in Fragen der Handwerkersuchtelichkeit Partei. So erklärte es 1531 auf die Beschwerde des Gutmachers Jörg Meid: „Als etliche Meister Gutmacher-Handwercks in unser Stadt diesen Jörg Meiden umb deswillen, daß er, als er sonst mit Arbeit bekommen mügen, den Nachtmeistern zu dem Ausführen der heimlichen Gemach (Abtritte) mit seinem Pferd gefahren, seines Handwercks für unredlich acht wöllen, seyen bede Theil für gedachte unsere Raths-freunde an der Rug kommen und daselbst nach Ver-höre dieser Sachen ein Entschied gangen, daß dem Meiden berühete sein Handlung für ungefährlich geacht und er nichts weniger seines Handwercks redlich seyen und gefördert werden solle.“

Desgleichen wendete sich der Nürnberger Rat im folgenden Jahre, 1532, entschieden gegen die Bestrebung der Zünfte, auch die

Frauen der Handwerkgengenossen der peinlichsten Ahnenprobe zu unterwerfen. Er entschied auf Ansuchen „nachdem uns Conrat Gunkhenpach, Sattler zu Amberg, anbracht hat, wie er von etlichen seines Handwerkes unredlich zu machen und zu verhindern unter-standen werde, umb deswillen, daß er ein Weibsbild zu der Ehe genumen hab, die nicht ehelich geboren seh, mit fleißiger Witt, daß wir ihm Irkund mittheilen wöllen, wie es in gleichem Fall bey dem Sattler-Handwerd in unser Stadt gehalten, und ob ein Meister desselben Handwercks solcher Ursach halb allda gehindert wrief, daß wir auf gemeldt des Gunkhenpachs Ansuchen und Witt die geschworenen Meister Sattler-Handwercks in unser Stadt bes-cheiden und besprachen lassen, finden aber nit allein bey denselben, daß die ehelich oder unehelich Geburt der Weiber ihre Männer an dem Handwerde nicht verhindere, sondern wir seyen auch in Be-trachtung der Billigkeit für uns selbst des Gemüths, daß wir der-gleichen Verhinderung, ob sich der Jemand in unser Stadt an-masset, keineswegs gestatten oder gedulden wöllen“.

Technisches.

Das Telegraphon als Alarmapparat. Vorrich-tungen, die selbsttätig eine Feuersgefahr oder vielmehr einen bereits in der Entschung begriffenen Brand anzeigen, sind neuerdings mehr-fach konstruiert und patentiert worden. Einen besonders eigen-artigen Apparat, der den Ingenieur Stanley zum Urheber hat und im „Elektrotechnischen Anzeiger“ beschrieben wird, benutzet den Phono-graphen als Entdecker oder, wie es mit technischem Ausdruck heißt, als Detektor. Die Vorrichtung bezweckt, wie auch die anderen von ähnlicher Art, eine deutliche Meldung selbsttätig zu erstatten, wenn die Temperatur in einem Raum einen bestimmten Grad überschritten hat. Der Detektor besteht aus einem Metall-rohr, das an den Enden mit Porzellandeckeln verschlossen ist. Unten ist ein Trichter angebracht, der die erwärmte Luft sammelt und gewissermaßen auf den Apparat konzentriert. Dadurch wird ein dünner Streifen aus Hartgummi durch Er-wärmung weich und biegsam gemacht und biegt sich unter der Wirkung einer Feder derart, daß dadurch ein elektrischer Strom ent-weder hergestellt oder unterbrochen werden kann. In dem Rohre befindet sich außerdem ein Elektromagnet, der den Hartgummistreifen wieder in seine ursprüngliche Lage zurückbringt, wenn der Apparat seine Pflicht erfüllt hat. Ist der Detektor ausgelöst, so lezt ein Strom den Elektromotor eines Phonographen in Bewegung, dessen Töne wieder durch ein Mikrophon auf den elektrischen Stromkreis übertragen werden. In dem Raume, wo das Signal erfolgen soll, befindet sich ein lautsprechendes Telephon, das dann unter der Wirkung des Apparates den lauten Ruf „Feuer“ dreimal hinter einander ertönen läßt. Selbstverständ-lich kann auch die Einrichtung getroffen werden, daß das Telephon so oft Feuer ruft, bis es abgestellt wird. Die Fachzeitschrift wendet gegen den Apparat nur ein, daß die Feder mit der Zeit an Kraft verlieren könnte, wodurch der Apparat unzuverlässig werden würde, doch ließe sich eine Verbesserung nach dieser Richtung hin wohl er-reichen. Wenn anstatt des gewöhnlichen Phonographen, das Poullon-sche Telegraphon benutzet werden würde. So ließe sich eine noch größere Vollkommenheit erzielen, auch in Verbindung etwa mit einem Telephonamt.

Notizen.

— Der Goethe-Verein veranstaltet seinen 5. Nachmittag zu volkstümlichen Preisen (50 und 30 Pf.) am Sonntag, den 30. De-zember, nachmittags 3 1/2 Uhr, im Saal der Sezeffion, Kurfürsten-damm. Er ist Heinrich Heine gewidmet. Einleitende Worte: René Schickel. Regitation: Dr. G. G. Evers. Gesang: Vetsy Schot.

— Regeln für Konzertbesucherinnen gibt ein Leser der „Frankf. Ztg.“ zum Besten. Sie verdienen allgemeine Be-achtung und lauten:

1. Komme stets zu spät und suche deinen Platz möglichst ge-mächlich und mit möglichst viel Geräusch auf, damit deine Mit-menschen sich ärgern!
2. Setze immer einen möglichst großen Hut auf den Kopf, den du im Falle der Musik zu wiegen hast.
3. Vergiß ja nicht, deinen Fächer mitzunehmen, wenn möglich einen solchen aus Schildpatt oder sonst einem harten Material. Fächle dich damit den ganzen Abend.
4. Versäume nicht, in deinem Programm während der Vor-führung möglichst oft zu blättern und damit ein allertiebtes Geräusch hervorzurufen.
5. Unterhalte dich unausgesetzt mit den Umstehenden und mache namentlich bei Pianissimostellen deine Nachbarin möglichst auffällig auf die dir schon erscheinenden Stellen aufmerksam.
6. Vertiefe dich so sehr in die Musik, daß du den Takt mit den Fußspitzen wippsst, oder hilfs mit dem Absatz auf dem Parkett-boden nach.
7. Wenn du glaubst, daß das Konzert zu Ende geht, so packe deine Siebensachen zusammen und bereite dich möglichst geräuschvoll zum plötzlichen Ausbruch vor, damit deine Nebenmenschen sich ärgern! Ueberhaupt suche auf alle erdenkliche Weise die aufmerksam Zu-hörenden an den Genuß des Konzerts zu hindern, auf daß du auf-fällst und deine Nebenmenschen sich ärgern!